

Nr. 229. Bromberg, den 7. Oktober. 1934



(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die beiden sahen aber hübsch und frisch aus, als sie den Garten von San Lorenzo betraten.

Der Baron war bereits anwesend und hatte einen Tisch belegt.

Er strahlte über das ganze Gesicht, bestellte Kaffee und Kuchen und war bald in eine eifrige Unterhaltung mit Lilli vertieft. Er erkannte unschwer, daß sie die Gebildetere der beiden war. Bald schwatzten die zwei eifrig von Büchern, die sie gelesen, oder von Opern, die sie gesehen hatten.

Wally konnte dem Gespräch nicht folgen. Lesen war nicht ihre starke Seite. Sie war aber nicht beleidigt, daß sie unwillkürlich von der Unterhaltung ausgeschlossen war, sondern fütterte ein zutrauliches Kätzchen mit Kuchenbrocken.

Nach dem Kaffee machte das Trio einen Spaziergang.

Die Straße führte an der Küste entlang und war herrlich. Eine sanfte Brise kam vom Meer landeinwärts, und die Wellen der blauen Bucht plätscherten an den Strand.

„Dies ist ein herrliches Stückchen Erde," wandte sich der Baron an Wally, weil er fühlte, daß er sie beim Kaffee ein wenig vernachlässigt hatte.

„Ja, Istrien ist schön. Es ist meine Heimat," sagte Wally stolz.

„Es war ein wunderbarer Nachmittag", beteuerte Dittchen. „Ich danke Ihnen, daß Sie beide mir Gesellschaft geleistet haben. In meinem Hotel sind nur italienische Gäste und mit denen kann ich mich nicht verständigen. Darf ich fragen, wo die Damen wohnen?"

„Bei Fischersleuten, weil wir wenig Geld haben," erklärte Wally offen.

„Ich hoffe, daß Sie auch morgen einen Spaziergang mit mir machen," bat der Baron. „Vielleicht darf ich einen Ausflug vorschlagen?"

„Das geht leider nicht," wandte Lilli ein. „Der Photograph, der Sie heute so gequält hat, hat mich als Assistentin engagiert. Ich muß nämlich Geld verdienen."

„Oh! Aber vielleicht ist die andere Dame frei?"

„Ich? Gott sei Dank und leider nein. Ich muß morgen ins Splendid."

„Da wohne ich ja!" rief Dittchen aus.

„Und ich werde morgen dort als Stubenmädchen eintreten. Warum soll ich's dem Herrn Baron verschweigen, ich bin nur ein einfaches Stubenmädel!"

Der Baron guckte auf das angebliche Fräulein von Lingen und dann auf das Stubenmädchen Wally Brandl.

Wie kam eine gebildete junge Dame zu einer Duzfreundschaft mit einem Hotelmädchen? Ach, darüber brauchte man sich in der heutigen Zeit wirklich nicht den Kopf zerbrechen, wo es viele Leute aus gutem Stande gab, die verarmt waren und sich ihr Brot verdienen mußten.

Kurzweg streckte er Wally die Hand hin.

„Sie sind mir eine liebe Gesellschaft gewesen, Fräulein Wally," sagte er freundlich. „Da dies sozusagen Ihr letzter in Freiheit dressierter Abend ist, schlage ich vor, wir wandern nach Pirano. Weit kann es ohnehin nicht mehr sein. Dort werden wir zusammen zu Abend essen —"

„Und Abschied von der Freiheit nehmen!" lachte Wally. „Von morgen ab bin ich dann Ihr Zimmermädel! Bitte, zweimal klingeln!"

Wallys Ausgelassenheit steckte Lilli an.

„Und ich werde Ihre Photographin sein, Baron! Von Herrn Cesare Borgia auf Prozente engagiert. Sie müssen sich mindestens einmal täglich bei uns photographieren lassen!"

Vormittags und nachmittags!" schwor Baron Dittchen. „Machen Sie's im Abonnement billiger?"

„Ich werde mit meinem Chef sprechen."

Das Trio langte höchst vergnügt bei einbrechender Dunkelheit in Pirano an.

Wie ein altes Seeräubernest klebt diese kleine Stadt an felsigen Hängen und schaut auf die Adria hinaus. Man kletterte durch enge Gassen und Treppenstraßen, in denen sich Dutzende buntfarbiger Katzen herumtrieben.

Engbrüstige Häuser lehnten aneinander. Gitarrengeklimper klang hinter Fensterläden. Braune Kinder patschten barfüßig und lachend hinter den Fremden her. Frauen wuschen vor den Haustüren und sangen dazu.

„Wie hübsch und malerisch hier alles aussieht," sagte Lilli. „Wie heiter die Menschen sind."

„Ja, sie sind bedürfnislos und immer fröhlich," gab der Baron zu. „Sonne und Wein haben ihr Blut leichtflüssig gemacht. Sie sind beneidenswert."

Endlich hatte man den Mittelpunkt Piranos, die Piazza, erreicht. Kaffees und Restaurants waren erleuchtet. Schwatzende, lebhafte Menschen flanierten über den Platz. Und dazwischen tummelten sich die Tauben mit der gleichen Gefräßigkeit wie ihre Artgenossen von San Marco in Venedig.

Im Ristorante Pedrocchi stellte der Baron für seine Begleiterinnen ein ausgezeichnetes Mahl zusammen und freute sich, wie es den Mädchen schmeckte. Sogar Asti spumante ließ er kommen, den süßen, italienischen Sekt, der Frauen so gut mundet.

Lilli trank und dachte an Klaus, der Sekt gar nicht mochte.

Wie oft hatte sie den Armen aus lauter Befehlshaberei dazu gezwungen!

Lilli seufzte.

„Sind Sie müde, gnädiges Fräulein?" fragte der Baron.

„Ja, ein wenig."

„Dann wollen wir heimkehren. Da Sie beide morgen an die Arbeit müssen, ist es besser, Sie gehen zeitig schlafen."

Baron Dittchen war ganz väterliche Betulichkeit. Er zahlte, bestellte ein Auto und verstaute seine beiden Damen

in dem Gefährt. Die nächtliche Heimfahrt unter dem Sternenhimmel war zauberhaft schön. Sie wurde schweigend genossen.

In Portorose lieferte der Baron seine beiden Damen persönlich vor dem Fischerhäuschen ab.

Dann begab er sich in sein Hotel.

Auf seinem Zimmer fand er das Bilderpäckchen, das der Photograph mit dem historischen Namen bereits fertiggestellt hatte. Baron Dittchen bewunderte sein Konterfei gebührend und faßte den Entschluß, die Bilder sofort an Fräulein von Perkeit zu senden. Die sollte auch ihren Spaß daran haben, wie er à la Napoleon, die Hand in die Hüfte gestemmt, in die Gegend grinste.

Und er wollte seiner alten Freundin auch schreiben, daß er mit zwei hübschen, jungen Damen einen netten Abend verbracht hatte. Besonders erwähnenswert fand der Baron das sympathische, gebildete Fräulein von Lingen. Offenbar eine verarmte Adlige, die sich nun ihr Brot verdienen mußte.

Hm, das Stubenmädel wollte er der Jette doch lieber verschweigen, sonst machte sie noch in ihrer derben Art faule Witze über ihn. Dafür konnte man sich etwas ausführlicher über das reizende Fräulein von Lingen verbreiten.

Der Baron schrieb, gab seine Epistel zur Beförderung und ging zufrieden zu Bett.

10.

„Gibt's was Neues, Frettchen?"

Mit dieser Frage wurde der Kommissar alle Tage in Fräulein von Perkeits Wohnzimmer empfangen. Hier hatte sich sozusagen das Beratungsquartier für die Nachforschungen nach Lilli installiert.

Traß, Jettchen, Schott und der unglückliche Steffen erwarteten nach dem Mittagessen stets den Kommissar zum Bericht, und allmählich hatte Frettchen die tägliche Frage fürchten gelernt.

Die ängstlichen Augen waren ihm schmerzlich. Besonders Klaus Steffen tat ihm leid. Bisher hatte der Kommissar die Wartenden immer enttäuschen müssen.

Natürlich war er eifrig an der Arbeit gewesen, aber solange er keine positiven Resultate hatte, wollte er nicht über seine Nachforschungen sprechen.

Seine Hoffnung war der Hehler Voigt, der noch immer hinter schwedischen Gardinen saß. Frettchen hatte den Alten wiederholt ins Verhör genommen, aber Voigt hatte sich höchst verstockt gezeigt. Heute endlich hatte er den Mund aufgemacht und der Kommissar erschien etwas zuversichtlicher bei den Versammelten.

„Sie haben etwas Neues, Kommissar!" rief Tante Jette. „Ich sehe es Ihnen an."

„Voigt hat endlich gesprochen."

„Was hat er gesagt?"

Die Frage platzte aus vier Mündern wie ein Kanonenschuß auf Frettchen.

„Hm, allerlei Interessantes. Also, dieses famose Fräulein von Lingen ist Varescus Frau. Die beiden arbeiten zusammen."

„Na, das haben wir ja vermutet," sagte Schott enttäuscht.

„Frau Varescu, alias Fräulein von Lingen, ist eine geborene Grete Maschke. Damit findet Fräulein von Perkeit eine alte Bekannte wieder."

„Was? Das Frauenzimmer, das mir mit den Mietsgeldern durchgegangen ist?"

Frettchen unterdrückte ein Lächeln.

„Annies netter Bräutigam, der fixe Paul, ist der Bruder der Maschke."

„Ein feines Trio," warf Traß ein.

„Aber wo ist Lilli?" forschte Steffen ängstlich.

Der Kommissar zögerte. Da war der dunkle Punkt in Voigts Mitteilungen, aber er durfte nichts verschweigen.

„Voigt hat mir verraten, daß Varescu mit seinen Komplicen nach Triest gefahren ist. Dort geht er an Bord seiner Jacht „Santa Clara"."

„Eine Jacht hat er auch, der feine Herr!" spottete Jettchen.

„Fein ist die Jacht wohl weniger," meinte der Kommissar. „Ich glaube auch nicht, daß sie Varescu allein gehört. Wahrscheinlich ist es ein ganzes Gaunerkonsortium, das mit dem Schiff seine schmutzigen Geschäfte betreibt."

„Was sind das für Geschäfte?" drängte Steffen.

„Die „Santa Clara" ist eine schwimmende Spielhölle und ein Amüsierschiff, mit dem Varescu die südlichen Küsten abklappert."

Ein Entsetzensschrei war die Antwort auf diese Eröffnung.

„Sie glauben, daß meine Braut an Bord dieses Schiffes sich befindet?" stammelte Klaus Steffen.

Frettchen nickte.

„Das ist leider anzunehmen, Herr Steffen."

„Aber da muß doch etwas geschehen," schrie Traß. „Man kann doch das Mädchen nicht einfach in den Händen dieser Bande lassen!"

„Ich reise sofort nach Triest!" rief Steffen entschlossen.

Der Kommissar hob die Hände.

„Gemach, Herr Steffen! Ihre Abreise hätte gar keinen Zweck. Glauben Sie etwa, daß Varescu mit seiner Beute gemütlich in Triest vor Anker liegenbleibt? Er hat allen Grund, einen so großen Hafen schleunigst zu verlassen, ehe ihm die Behörden auf die Finger sehen. Sie würden die „Santa Clara" in Triest bestimmt nicht mehr antreffen."

„Dann muß man ermitteln, wo sich das Schiff befindet!"

„Gewiß. Ich habe bereits alles in die Wege geleitet und mich mit den italienischen Behörden in Verbindung gesetzt. Heute Abend kann ich Nachricht durch Funkspruch haben. Bis dahin müssen wir uns gedulden."

„Lilli ist seit vier Tagen verschwunden," stöhnte Steffen.

„Haben Sie Geduld," mahnte Frettchen nochmals. „Denken Sie nicht gleich das Schlimmste. Sobald ich Informationen habe, komme ich her."

Der Kommissar verabschiedete sich, und Steffen schloß sich ihm an.

Das Herz war ihm schwer, aber seine Arbeit rief, und er konnte sich ihr nicht entziehen. Er sah auch ein, daß man vorläufig nichts unternehmen konnte.

„Haben Sie vielen Dank, Kommissar," sagte er, als er sich von dem Beamten verabschiedete, „und — tun Sie alles, was Sie können."

„Ich habe schon mehr getan, als ich eigentlich darf, Herr Steffen."

Der Architekt sah ihn fragend an.

„Ich habe dem Gauner, dem Voigt, Straffreiheit zugesichert, wenn er redet. Sonst hätte der Kerl sicher nicht den Mund aufgemacht. Na, ich glaube, ich kann es in diesem Falle verantworten. Haben Sie Mut, Herr Steffen. Die Sache sieht zwar böse aus, aber wir halten jetzt wenigstens den Hauptfaden in Händen. Ich hoffe, es wird noch alles gut werden."

„Gott gebe es," sagte Steffen trübe. —

Peter Schott war auf dem Wege in seine Redaktion Es kam ihn bitter an, daß er von dieser Liebes- und Diebesgeschichte, von der er als einziger Journalist Kenntnis hatte, nichts in seiner Zeitung bringen durfte. Noch dazu, wo er einen Teil der Sache selbst miterlebt und eine Rolle darin gespielt hatte.

Aber er mußte natürlich Rücksicht auf Fräulein von Perkeit und ihren Neffen nehmen. Lilli Evers war offiziell in die Schweiz gereist und dabei mußte es bleiben. Immerhin war es ärgerlich, daß man so eine Chance ungenutzt lassen mußte.

Der Redakteur war schlechter Laune. Aber sein Gesicht heiterte sich auf, als er an der nächsten Straßenecke mit Charlotte Mendel, genannt Charly zusammenstieß.

„Hallo, Fräulein Charly, sieht man Sie auch einmal?" rief er erfreut. „Sie haben sich wohl eine Tarnkappe geschneidert? Wo stecken Sie denn jetzt immer?"

„Sie werden es nicht für möglich halten, ich arbeite!"

„Eine verflucht lasterhafte Angewohnheit! Madame Georgette nutzt Ihre Arbeitskraft ungebührlich aus. Ich muß mal bei der Dame vorsprechen und ihr den Kopf zurechtsetzen."

Charly lachte.

Alle Welt wollte Madame Georgette den Kopf zurechtsetzen. Erst Tante Jette und nun Peter Schott.

„Damit Sie den Weg nicht vergeblich machen, will ich's Ihnen verraten, Peter: Ich bin nicht mehr bei Madame Georgette."

„Nanu, wo sind Sie denn jetzt?"

„Wo anders!"

„Seien Sie doch nicht so kurz angebunden, Charly! Wenn Sie mir sagen wo Sie sind, hole ich Sie mal mit 'nem Blumenstrauß vom Geschäft ab."

„Nichts zu machen, Peter!"
„Ich habe also noch immer keine Chancen?"
„Weniger als je!"
„Grausames Geschöpf! Ich werde vom sechsten Stockwerk herunterspringen!"
„Aber nicht heute, bitte. Ich bin gerade so guter Laune, und die dürfen Sie mir nicht verderben."
„Gut. Der Sprung wird aufgeschoben. Sagen Sie mir Bescheid, wann Ihnen mein Ableben in die Stimmung paßt. Adieu, Charly!"

(Fortsetzung folgt.)

Lore, Lore — —?

Filmspuk unter dem Ilsestein.

Von Fr. R. Goetz.

Durch den Schimmerwald, dessen Baumkronen sich ins erste Herbstbunt vergoldeten, ging die Fahrt. Bad Harzburg war hinter Höhenzügen zurückgeblieben.

„Wollen wir in Ilsenburg Mittag essen? Du kennst doch da so ein Lokal!" meinte meine Begleiterin.

„Ilsenburg?" Gerade ein Uhr vorbei, zeigte die Uhr am Armaturenbrett. „Ist gut, können wir machen." Und der Wagen rollte hinab zum Eckertal.

Ilsenburg — —, das waren noch ein paar Kilometer, weiter nicht der Rede wert. Und das Lokal, das kannte ich auch. Fabelhafte Forellen gab's da — —, na, mal sehen!

Das mit den Forellen erwies sich dann als ein Trugschluß, dafür — — —, nein, immer der Reihe nach!

Wir kamen also in Ilsenburg an. Und wir fielen beide in den nicht sehr originellen, aber berechtigten Ausruf: „Lieber Himmel, was ist denn hier los?" Allzu neckisch hatte sich der Ort verkleidet.

Ein Rummelplatz allererster Güte — mit allen Schikanen sozusagen — nahm uns auf. Nun ja, Schützenfest oder etwas Ähnliches? Nein, das war es nicht. Das sah so komisch aus, so, als ob es wohl aufgebaut, aber nicht benutzt werden sollte. Buden, Lauben, Tanzflächen, dahinter auch ein kleines Karussell. Hm — — —

Hier mußte auch das Gasthaus liegen, das ich suchte. Wo war das geblieben? Weg!

Nein, doch, da stand es, aber ganz anders. Einen anderen Namen hatte es auch. „Roter Ochse" sollte es jetzt wohl heißen, wenn man dem schwungvollen Schilde trauen durfte. Mächtige Fichten standen davor, die vor einem Jahr noch nicht dagewesen waren, und die Torpfeiler hatten sich in dicke Eichen verwandelt.

„Attrappe! bemerkte meine Begleiterin sachkundig.

„Richtig, mein Kind!" Das hatte ich auch festgestellt. Aber warum dieser Spuk? Einerlei, hinein! Der Magen verlangte sein Recht, und das Essen würde sich hoffentlich nicht auch als Attrappe herausstellen.

Da saßen wir also. Am Nebentisch saßen auch Leute. Notwendige Rücksicht auf nachweislich genossene gute Kinderstube hindert mich im allgemeinen, die Ohren bei internen Gesprächen an Nachbartischen zu spitzen, aber diese Leute verhackstückten ihren — Verzeihung für das harte Wort! — Ilsenburger Familientratsch in einer Form, die schlechthin nicht zu überhören war.

„Was ich Ihnen sage", — so hieß es — „die Baronin will den ganzen schönen Buchenwald verkaufen, bloß damit ihr Wolfgang seine Forschungsreise unternehmen kann. Da muß der Oberförster sich doch giften! Und deshalb hat er seiner Tochter, der Lore, auch verboten, das Gutshaus zu betreten."

„Ja, natürlich, und dann verlegt die Tochter der Baronin ihre Sportschule hierher, und der Sportstudent komponiert das Lied."

Hellseher oder Tick im Hirn — —, das ist hier die Frage, dachte ich.

Am Nebentisch schien man an dieser Prognose nichts weiter zu finden. „Klar, und das Lied wird auf dem großen Volksfest da draußen" — weit ausholende Geste zum Fenster — „immer wieder gesungen, und dann renkt sich die ganze Sache bestens ein."

Also doch Tick im Hirn! Bauen die Leute einen Rummelplatz auf, weil ein Sportstudent kommen soll, der dann ein Lied komponieren wird, das man auf diesem Volksfest singen will, auf daß die Sache sich wieder einrenke. Es gibt Momente, in denen man die ganze Welt nicht mehr versteht. Für mich war dies ein solcher.

Meine Begleiterin faltete nachdenklich die Serviette zusammen. Sie hatte für das Gespräch am Nebentisch auch nur ein Achselzucken.

Ab von hier — —, dies Ilsenburg verlor scheinbar den Kontakt mit der Wirklichkeit!

Der brave Wagen schnurrt im Ilsetal hinauf, dem ehrwürdigen Magnetberg des Ilsesteins entgegen. Hier — so dachten wir — wird die Welt wieder normal. Aber man soll nun einmal nicht denken, zumindest soll man nicht so voreilig denken.

Ein SA-Mann stand am Wegrand und winkte. Gang raus, bremsen! „Heil Hitler! Was gibt's denn hier?"

„Bitte langsam weiterfahren! Keine Signale geben! Heil Hitler!" Der rechte Arm flog hoch, und dann wandte sich der SA-Mann bereits einem anderen Wagen zu, der uns dichtauf folgte.

Also keine Signale geben. Schön! Wegen der Hirsche, Brunstzeit und so? Möglich.

Und ein paar hundert Meter war es mit dem Fahren sowieso Essig. Hier standen Menschen wie Mauern. Aber auch stumm wie Mauern. Ein langgezogener Pfiff gellte. Zwei Hupenzeichen folgten. Und dann war eine Weile nichts zu hören, bis zwei Pfiffe schrillten und die Menschen, als seien sie verzaubert gewesen, sich wieder unterhielten.

Eine dunkle Ahnung stieg auf. Sollte etwa — —? Richtig, da stand ja ein großer, seltsamer Kraftwagen. Tonfilmaufnahme — —, das war des Rätsels Lösung.

Ein Regieassistent gab bereitwillig Auskunft. „Nein, Ilsenburg ist nicht irre geworden, es ist nur von uns für ein paar Tage mit Beschlag belegt. Kulturfilm? Bewahre! Großes Volksstück: „Grüß mir die Lore noch einmal!" Wir drehen im ganzen Harz, erst hier, dann noch am Oderhaus. In Drübeck wollten wir auch filmen, aber das haben wir uns anders überlegt."

So, so! „Vielen Dank, und die Handlung, ist das so etwas mit einer Baronin, einem Forschungsreisenden, einem Wald, der verkauft werden soll, und dem Oberförster paßt das nicht und so?"

Der Mann vom Film lachte. „Wer hat Ihnen denn diese Bruchstücke verraten?"

„Ach, niemand, das habe ich nur so gehört." Meine Ansichten aus dem frischgemalten „Roten Ochsen" von Ilsenburg, der im übrigen das mir wohlvertraute Gasthaus geblieben war, wollte ich lieber doch nicht preisgeben.

Die Kameraleute packten zusammen. „Für heute ist Schluß", sagte der Assistent, „morgen machen wir wieder weiter. Wenn Sie es sich ansehen wollen, bitte sehr, herzlich eingeladen!"

Ja, wenn man immer gleich so die Zeit hätte! Einen kompletten Film im Harz gedreht bekommt man nicht alle Tage zu sehen wie in Neubabelsberg. So aber blieb nichts als ein Dankeschön für den guten Willen.

Das war der geheimnisvolle Spuk von Ilsenburg. Um der Lore willen sei er verziehen!

Mäusebraten.

Eine geschichtliche Erinnerung von **Theodor von Rommel.**

Im Jahre 1637 war es, im großen Kriege, der Deutschland zum Tummelplatz fremder Leidenschaften und Willkür machte, da trieben die Franzosen am Rhein ihr Spiel, unter dem Marschall de Bussy, niemand zulieb und allen zuleide.

Der Marschall war ein verwöhnter Feinschmecker, er ließ sich's wohl sein im schönen Koblenz und gab seinen übermütigen Offizieren täglich schwelgerische Gastmähler, für die rohe Soldaten alles Gute in Stadt und Umgegend einfach wegnahmen, ohne an Zahlung zu denken.

So war der hohläugige Hunger bald ständiger Gast bei den unglücklichen Koblenzern, weshalb eines Tages die mutige Gattin eines Weinhändlers, dem man die Keller geleert

hatte, es unternahm, den Fremdling um Barmherzigkeit anzuflehen. Sie spannte das letzte Eselein ihres einst wohlgefüllten Stalles an, nahm ihren großen Hund und begab sich ins Schloß.

De Bussy saß gerade wieder bei einer reichbesetzten Tafel, und die Bittende betrachtete voll Bitterkeit die Riesenschüsseln mit Poularden und Ochsenbraten, mit Enten und Burgunderschinken, mit Rheinlachs und Eiercremes, die von den Dienern herumgetragen wurden.

„Habt Erbarmen, Herr Marschall!" flehte sie. „Wir haben Hunderte von Kranken, die sind wie unsere kleinen Kinder und die müden Greise dem Hungertod nahe. Kein Stück Vieh — keine Gans, kein Huhn, kein Ei, nicht einmal Mehl ist mehr aufzutreiben, alles wird hierher ins Schloß gebracht!"

Der Marschall, der sich in seinem Genuß gestört fühlte, zuckte die Achseln. „Was kann man da tun, Madame? Wir haben selbst bloß das Aller-Allernötigste, wie Sie sehen, wir sind es wahrlich anders gewöhnt . . ."

Empört deutete sie auf die übervolle Tafel: „Was an einem Abend hier verzehrt wird, Herr Marschall, könnte wochenlang unsere Hungernden laben. Sündhaft ist es, zu prassen, indes Tausende nicht imstande sind, des Leibes Notdurft zu stillen. Wenn am Jüngsten Tage unser Herrgott Sie fragt: „Was hast du den Ärmsten der Armen gelassen, während du schwelgtest?" — welche Antwort wollen Sie dann geben?"

In diesem Augenblick durchbrach der große Hund, den die Frau vor der Tür hatte lassen müssen, die Absperrung der Diener und suchte seine Herrin. Ihm war draußen die Zeit lang geworden; so hatte er sich auf den Mäusefang begeben, denn, weil die Felder zertrampelt und kahl standen, waren Scharen von Mäusen in die Stadt gezogen und zur großen Plage geworden. So trug der Hund zwei dieser Langschwänze im Maul und wedelte zu seiner Herrin empor, stolz, wie nützlich er die Wartezeit angewandt hatte.

Als der Marschall dies sah, hob er laut zu lachen an und rief: „Ah, Madame, hier haben Sie meine Antwort! Sehe ich doch, daß Sie reich versehen sind mit Vieh und Jagdwild. Der Hund gibt genügend Fleisch für ein Dutzend und mehr Menschen, und Mäuse haben Sie ungezählt. Lassen Sie sich diese braten und gut schmecken!" Damit wendete er sich seinem Teller zu und widmete sich dem rosigen Lachs. Entrüstet sagte die Koblenzerin, sich erhebend: „Vielleicht, Herr Marschall, sind Sie selbst einmal froh über einen Mäusebraten — —"

Unter dem Hohngelächter der Tafelnden verließ sie den Saal, traurig, den Ihrigen keine gute Nachricht zu bringen, aber als ob der Himmel ihre Worte erhören wollte, ward in derselben Nacht Koblenz von dem tapferen General Jan de Weerth genommen, und die Franzosen fanden kaum Zeit, sich eiligst mit ihren Vorräten auf die Feste Ehrenbreitstein (damals hieß sie Hermannstein) zu flüchten.

Jan de Weerth, der von allen Seiten gehört, wie de Bussy in Stadt und Land gehaust, hielt sorgfältig alle Zufuhrwege zur Festung besetzt, so daß es nicht lange dauerte, bis die leckerhaften Franzosen vor leeren Schüsseln saßen und erkannten, was es heißt, auf schmale Kost gesetzt zu sein. Bussy schickte einige Offiziere zu Jan de Weerth, um Kapitulationsvorschläge zu machen, doch der General ließ ihm sagen, es sei noch zu früh. „Trocken Brot und fades Wasser lehren die Herren vielleicht, in Zukunft mehr Achtung vor Gottes Gaben zu hegen."

Erst nach geraumer Zeit, da die Eingeschlossenen de- und wehmütig um Abzugserlaubnis flehten, weil sie am Verhungern seien, diktierte Weerth folgende Bedingungen: „Marschall de Bussy muß vor dem Abzug an seiner Abendtafel 80 Feldmäuse verspeisen, und jede Maus mit 20 Sous bezahlen. Seinen Offizieren werden in genügender Anzahl junge Hunde und Esel vorgesetzt nebst kleinen Brötchen aus Mehl, das pro Scheffel 80 Gulden kostet."

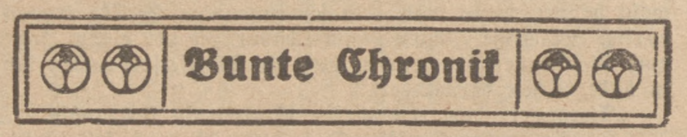
Das leckere Mahl ist tatsächlich gehalten worden. Jan de Weerth spazierte mit seinen Soldaten um die Tafel herum und erfreute sich des Anblicks. Nachher erst durften die Franzosen abziehen, und die Deutschen nahmen Besitz von der Festung.

Es wird aber nirgends berichtet, wie dem Marschall der Mäusebraten bekommen ist.

Kleine Tiertragödie.

Erzählt von **Hans W. Wagenseil.**

Nach einer längeren Radfahrt kehrte ich in Paehl beim oberen Wirt ein. Es war einer jener Nachmittage, an denen der Sommer noch einmal dem Herbst die Herrschaft streitig macht. Flirrende Hitze brütete über dem von Kastanienbäumen beschatteten Wirtsgarten. Ein paar Wespen schwirrten eifrig um eine auf dem Holztisch vergessene Bierflasche. Von der Kegelbahn her dröhnte manchmal das dumpfe Rollen der Kugeln; dort übten sich die Wirtsbuben in dieser handfesten Kunst. Sonst herrschte ungebrochene Stille. Bald verfiel ich denn auch neben meinem Bier in jene besinnliche Träumerei, in der sich der Bayer so gerne gefällt. Plötzlich sah ich folgendes: An einem der Fensterläden zu ebener Erde war kunstvoll ein riesiges, kreisrundes Spinnennetz angebracht. Da hinein fiel unvermutet aus dem Nichts ein ungewöhnlich großer Käfer. Zugleich mit einer Erinnerung an die Knabenjahre fiel mir ein, daß es sich hier um ein seltenes Exemplar handeln müsse, eine Art Rosenkäfer, wenn ich mich nicht irre; sein Panzer schimmerte grün und exotisch im Sonnenglast. Aber schneller, als ich alles das zu denken vermochte, schoß schon die Spinne aus ihrem Gespinst — blieb aber dann plötzlich ratlos und wie vor dem Kopf gestoßen vor dem stämmigen Kerl sitzen. Sie umkreiste den armen Schächer einmal wütend wie eine Tarantel, gab dann aber klein bei und huschte sichtlich verärgert in ihre trichterförmige Röhre zurück. Dort saß sie nun und sah vergrämt dem Schauspiel zu, das ich mit ehrlicher Freude verfolgte. Der stramme Kerl nämlich gab den Kampf nicht verloren. Er wehrte sich ehrlich gegen die zähen Fäden, die immer wieder nach seinen schwarzbehaarten Beinen griffen, strampelte, schlug Purzelbäume und von seinem stattlichen Eigengewicht unterstützt gelang es ihm, sich gleichsam stufenweise aus der Umklammerung zu befreien. So fiel er von einer Netzmasche in die andere, zappelte wieder und riß sich aus dem Gröbsten heraus und verschnaufte ein wenig, während mir unleugbar der Atem schneller ging. Wird er es schaffen? Als wollte er mich beruhigen, gab sich der wackere Schröter einen verzweifelten Ruck, er überschlug sich dreimal . . . das ganze Netz schaukelte, er fiel . . . verfing sich . . . hing an einem Faden . . . und fiel mit hörbar schepperndem Chitinpanzer zu Boden. In diesem Augenblick drehte eines der weißen Bauernhühner den Kopf. Es lief herzu, und mit einem einzigen Schnabelhieb war mein Rosenkäfer verschwunden.



Brieftauben im Dienste von Schmugglern.

Schon wiederholt haben sich Schmuggler der Hilfe von Tieren bedient. Insbesondere Hunde wurden wiederholt als Schmuggler abgerichtet. Man schnallte ihnen eine Schmuggellast um den Körper, meist so, daß die Ware unter dem Bauch des Tieres hing, damit die Last erstens weniger auffiel und zweitens Schnee und Regen nicht so zugänglich war, und schickte dann die Tiere bei Nacht und Nebel über die Grenze. Meist wußten die Hunde, daß sie jenseits der Grenze in einem bestimmten Hause ihr Futter oder auch nur einen guten Happen finden würden, und erreichten stets ihr Ziel, bis es dem Grenzschutz gelang, der Art des Schmuggels auf die Spur zu kommen. Oft sind sogar Tiere dabei erschossen worden. An der deutsch-polnischen Grenze hat man kürzlich festgestellt, daß Brieftauben zum Schmuggeln benutzt wurden. Auch dieser Fall ist nicht neu, man hat in den kleinen Kapseln, die die Brieftauben mit sich tragen, früher schon Rauschgift oder Diamanten gefunden. Jetzt bemerkte in einem oberschlesischen Grenzort ein Zollbeamter eine Brieftaube, die ihm schmuggelverdächtig erschien. Er schoß das Tier ab und konnte bei der Öffnung der Kapseln feststellen, daß sich Quecksilber in den Hülsen befand, das die Taube über die Grenze schmuggeln sollte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.